

Abdruck

von Michaela Göhr

Ich hatte eine jener Nächte hinter mir, nach denen man sich zerschlagener fühlt als am Abend zuvor. An den sicherlich unschönen Inhalt des Traumes erinnerte ich mich nicht mehr, was schon mal positiv war. Obgleich ich seit meiner Jugend unter krassen, äußerst intensiven Albträumen litt, wurde ich das Gefühl nicht los, dass es in letzter Zeit schlimmer wurde. Vermutlich lag es am Job, der mich immer häufiger Extremsituationen aussetzte, die irgendwie verarbeitet werden wollten.

Mein Chef rief an, ehe ich es geschafft hatte, die zweite Socke anzuziehen, und zitierte mich zu einem Tatort, der mitten in unserem verschlafenen Viertel lag. Sein Tonfall verriet, dass ich das Frühstück besser verschieben sollte. Bei dem, was ich vor Ort serviert bekam, war ich froh, nicht mal Kaffee zu mir genommen zu haben. Es gab nur eine Leiche, doch die Wohnung sah aus, als habe ein Wahnsinniger gewütet. Der Körper einer etwa vierzigjährigen Frau lag über drei Zimmer verteilt. Die Details, die sowohl mich als auch meinen hartgesottenen Kollegen bleich wie das sprichwörtliche Laken hinterließen, erspare ich sensibleren Gemütern lieber. Ein solches Massaker hatten wir bisher selten gesehen und es fiel uns schwer, professionell zu bleiben. Spuren gab es genug, sodass unsere Spezialistin Ingrid ihre Freude haben dürfte. Da sie auf sich warten ließ, blieb es Joe und mir überlassen, die ersten Schlüsse zu ziehen.

»Ich könnte kotzen«, murmelte mein langjähriger Kollege, während er vorsichtig das dritte Mal über den Kopf hinwegstieg. Dieser war der Blutspur zufolge aus dem Schlafzimmer in den Flur gerollt. Der Täter hatte sich offensichtlich Mühe gegeben, überall blutige Fuß- und Handabdrücke zu hinterlassen, sodass die weiß gestrichenen Wände, die hellen Holzmöbel und das Laminat einem grotesken, grausigen Kunstwerk glichen. Ein merkwürdiges Déjà-vu nagte mal wieder zaghaft am Rande meines Bewusstseins. Wie gewohnt schob ich es zur Seite, um mich auf die Arbeit zu konzentrieren.

»Dann nimm die Kloschüssel«, gab ich zurück. Es klang wesentlich weniger trocken und humorvoll als beabsichtigt, da ich nicht ganz sicher war, ob mein Magen länger durchhielt als seiner.

»Geht nicht, da liegt eine Hand drin.«

»Dann behalt es für dich.«

Eine halbe Ewigkeit später traten wir aufatmend aus dem Gebäude und

überließen der Spurensicherung das Schlachtfeld. Die junge Frau, die dieses Gemetzel vor anderthalb Stunden gemeldet hatte, stand zu sehr unter Schock, um sie zu vernehmen. Kein Wunder – schließlich handelte es sich um die Tochter des Opfers. Deshalb fuhren wir zunächst aufs Revier, um uns etwas zu erholen und den Papierkrieg zu erledigen.

»Ich krieg's nicht in den Kopf und gleichzeitig nicht raus. Wer tut so was?«

Joe hörte sich an, als würde es ihm mindestens genauso mies gehen wie mir. Die Hinweise, die wir bisher besaßen, waren dürftig und gaben keinerlei Anhalt für ein Motiv. Wir wussten inzwischen lediglich, dass es sich höchstwahrscheinlich um einen männlichen Einzeltäter handelte, dessen völlig durchschnittliches Profil selbst auf meinen Partner und mich zutraf. Ich zuckte nur die Achseln.

»Zumindest sollten wir kaum Schwierigkeiten haben, den Kerl zu finden, sofern er schon mal aufgefallen ist. So viele Fingerabdrücke hab ich im Leben noch nicht gesehen, dazu die Tatwaffe in der Spüle ...«

Mit Grausen erinnerte ich mich an das riesige, rasiermesserscharfe Fleischermesser, das vom Design her zum restlichen Messerbestand des Haushaltes passte.

Die folgenden zwei Tage, angefüllt mit Routineuntersuchungen und Befragungen, brachten unsere Ermittlungen kaum einen Schritt voran. Dann erfolgte die Hiobsbotschaft, die niemand freiwillig erwähnt hätte, die jedoch ständig als bange Erwartung im Raum stand: Eine weitere Leiche wurde gemeldet, ebenfalls weiblich, genauso zerstückelt und weiträumig verteilt. Das gleiche Muster, derselbe Täter, keine fünf Kilometer vom ersten Ort entfernt. Der Gedanke, dass wir es mit einem Serienkiller zu tun hatten, der direkt vor unserer Nase zuschlug, unzählige Hand- und Fußabdrücke hinterließ und dennoch ein völlig unbeschriebenes Blatt zu sein schien, machte uns fertig.

Die Besichtigung des zweiten Tatortes weckte erneut unschöne Bilder in mir. Als hätte ich den Ort vorher schon mal betreten und das Opfer gekannt, obwohl ich der Dreißigjährigen nie im Leben bewusst begegnet war. Ungewollt tauchten übelkeitserregende Visionen in mir auf. Ich verfluchte meine empathische Veranlagung. Warum zum Teufel musste ich mich derart in diese Irren hineinversetzen, dass es mir beinahe vorkam, als hätte ich ihre scheußlichen Taten selbst begangen? Es half nicht im Mindesten dabei, irgendwen zu verhaften, sondern quälte mich bloß.

Völlig erledigt fiel ich nach diesem aufreibenden Tag ins Bett meiner Singlewohnung im dritten Stock. Zumindest sorgte die bleierne Müdigkeit dafür, dass mir der Griff zur Schlaftablette erspart blieb.

Ich stand auf, zog mich mechanisch an und trat hinaus in die Nacht. Ziellos, rastlos wanderte ich durch die finsternen Straßen, suchte lange, bis eine zierliche Gestalt meinen Weg kreuzte. Ihr Duft erregte und reizte mich aufs Äußerste. Sie war nicht hübsch, dennoch folgte ich ihr mit Abstand zu einem abgelegenen Haus. Ein untrüglicher Instinkt sagte mir, dass sie allein lebte. Als sie die Haustür aufschloss, war ich hinter ihr, überwältigte sie fast mühelos, mit einer Stärke, die aus dem Wissen erwuchs, dass dies nicht wirklich geschah. Es war nur ein Traum. Ich konnte alles tun, wonach mir der Sinn stand. Alles.

Vom nervtötenden Geräusch des Handyweckers aus dem Tiefschlaf gerissen, fühlte ich mich nach einem kurzen Moment der Desorientierung wach und lebendig wie lange nicht. Der bittersüße Nachgeschmack meines Traumes hing an mir, erfüllte mich mit einer Art morbider Faszination und Erregung, ebenso abstoßend wie anziehend. Ich meinte schon, Tränen, Blut und anderen Körperflüssigkeiten zu schmecken. Erschreckend, wie real die eigene Fantasie sein konnte, wie sehr man sich im Traum an Dingen aufgeilen konnte, die einen im wirklichen Leben zutiefst verstörten und anwiderten.

Erleichtert, in der Realität angekommen zu sein, betrat ich das Bad. Wo war bloß das Handtuch hingekommen? Der Gedanke blieb nur sekundenlang haften, bevor ich ein neues vom Stapel nahm, mich rasierte und wusch. Beim Blick in den Spiegel zuckte ich zusammen. Ein Kratzer zog sich quer über die linke Wange und erinnerte mich an eine Szene aus meinem Traum. Ich musste mir die Verletzung selbst zugefügt haben, da ich das Schlafzimmer am Abend zuvor kratzerfrei betreten hatte. Die Klamotten von gestern suchte ich ebenfalls vergeblich und kramte achselzuckend frische Jeans und ein neues T-Shirt aus dem Schrank. Die vergangenen Tage erschienen mir wie ein einziger Albtraum. Kein Wunder, dass ich die eine oder andere Aktion völlig in Gedanken erledigt hatte.

Mit Frühstück und Kaffee im Bauch erreichte ich voller Tatendrang pünktlich das Revier. Mein Kollege erwartete mich blass und unausgeschlafen.

»Du siehst scheußlich aus«, begrüßte ich ihn.

»Und du wirkst, als hättest du mindestens drei Liter Energiedrink intus«, konterte er mürrisch. »Verrätst du mir, wie du nach den Horror-Ereignissen so gut gelaunt hier aufschlagen kannst?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hatte ich was im Kaffee.«

Es wunderte mich selbst. Das Telefon auf meinem Arbeitstisch unterbrach unser Geplänkel. Der Chef rief an, um mit Grabesstimme zu verkünden, dass es einen weiteren Mordfall gab. Mit zusammengepressten Lippen notierte ich die Adresse. Meine Hochstimmung wich schlagartig. Wie betäubt fuhr ich den Wagen, folgte den Anweisungen des Navis zu einem etwa acht Kilometer entfernten Außenbezirk. Als wir in die richtige Straße einbogen, entfuhr mir unwillkürlich ein Keuchen. Der Notarzt und mehrere Streifenwagen standen bereits vor dem Haus. Mit butterweichen Knien stieg ich aus, musste mich stark zusammenreißen, um mir meine plötzliche Schwäche nicht anmerken zu lassen. Ingrid war diesmal schneller gewesen und begrüßte uns mit steinernem Gesichtsausdruck.

Mein Herz klopfte bis zum Hals, gleichzeitig rauschte es in den Ohren, als ich hinter Joe die Wohnung enterte. Wie in Trance schritt ich den auf grausame Weise vertrauten Weg entlang. Als mein Partner das Schlafzimmer betrat, hörte ich ihn wie befürchtet aufstöhnen.

»Ach du heilige Sch... Frank!«

Ich wollte nicht hinsehen, hoffte gegen alle Hoffnung, dass der Anblick nicht derjenige sein würde, der sich bereits wie ein Geschwür an mir festgesaugt hatte. Dennoch traf er mich wie ein Hammerschlag, ließ mich wimmernd in die Knie sinken. Mein Magen zog sich krampfhaft zusammen, ich kam nicht gegen den übermächtigen Drang an, seinen Inhalt dem weichen Teppichflor zu übergeben. Tränen rannen mir übers Gesicht, während ich erstickt herauspresste: »Es tut mir so leid ...«

Ich bekam noch mit, wie Joe zum mir herumfuhr und einen deftigen Fluch ausstieß, der nicht durch die dicke Watteschicht um meinen Verstand drang. Dann wurde es dunkel.

Lange konnte ich nicht weggewesen sein, denn ich befand mich nach wie vor in der Wohnung, als ich durch das Brennen einer Ohrfeige erwachte, die mir mein fürsorglicher Partner verabreichte.

»Komm schon, Kumpel, tu mir das nicht an!«

Seine Worte klangen dumpf, wurden beinahe vom alles beherrschenden Rauschen übertönt. »Jag uns nicht so einen Schrecken ein! Hast du irgendwas genommen?«

Ich schüttelte stumm den Kopf. Ein rascher Blick sagte mir, dass ich mich zwar nicht mehr am Ort meines Albtraumes befand, sondern im Flur, doch die Tür in den betreffenden Raum stand offen und zeigte mir, dass sich nichts an der grässlichen Wahrheit geändert hatte. Tief atmend versuchte ich, mich den unabänderlichen Tatsachen zu stellen. Es auszusprechen kostete unendliche Mühe.

»Joe, ich war es. Glaub mir, ich dachte, es wäre ein Traum, aber es ist alles genauso, wie ich es letzte Nacht geträumt habe. Ich bin ein Monster. Bitte sperr mich ein, damit ich nicht noch mehr Unheil anrichten kann ...«

»Was redest du da? Du stehst neben dir, Frank. Ich kenne dich seit zwanzig Jahren, du könntest nie ...«

»Nimm Fingerabdrücke von mir, überprüf sie! Schau doch, sie sind überall ...«

Meine Stimme brach. Dennoch streckte ich Ingrid die Hand hin. »Mach schon!«, rief ich grob. Die Frau wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit meinem Partner, drückte meinen Daumen und zwei weitere Finger jedoch folgsam auf die Stempelfarbe, dann auf ein Blatt Papier.

»Du spinnst komplett«, erklärte sie dabei resolut. »Ich sage dir, das hier sind nicht deine ...«

Sie verstummte, als sie die gewonnenen Abdrücke mit den bereits sichergestellten blutigen vom Bettgestell und den Türen abglich.

»Okay, sie sehen deinen ähnlich«, gab sie zu. »Aber das bedeutet gar nichts! Richtig feststellen kann ich es erst am Computer, wenn wir zurück sind. Wusste ja nicht, dass ich die Datenbank mitbringen sollte ...«

»Jan und Lara bringen dich aufs Revier«, kam es beruhigend von Joe. »Ich funk den Chef an und bitte ihn, Sanchez Bescheid zu sagen. Vielleicht hattest du wirklich was im Kaffee. Komm erst mal runter – ich mach das hier schon. Wir reden, wenn du wieder klar bist.«

In abgrundtiefer Verzweiflung gefangen ließ ich mir aufhelfen und mich wie ein Kind zum Streifenwagen führen. In meinem Kopf war nur Platz für den einen Gedanken: *Du bist ein Mörder, ein wahnsinniger Irrer, der ein Doppelleben führt!*

Die beiden Beamten redeten nicht mit mir, begleiteten mich lediglich schüchtern bis zu meinem Arbeitsplatz. Dort saß ich zur Salzsäule erstarrt, bis der Psychiater Pierre Sanchez erschien. Ich folgte ihm wie in Trance in den Gesprächsraum, erzählte ohne Widerstand alles, woran ich mich zu erinnern glaubte, bis zu dem Zusammenbruch vorhin. Wie erwartet hörte er mir interessiert zu und verhielt sich professionell, hatte jedoch keine Erklärung. Blut durfte er mir anschließend abnehmen, ein Beruhigungsmittel lehnte ich ab.

»Was ist mit mir los, Doc? Bin ich verrückt? Kann man im Schlaf eine solche Tat begehen, sie sogar genießen und danach morgens im Bett aufwachen und denken, es sei nichts als ein blöder Nachtmahr gewesen?«

Es hörte sich in meinen eigenen Ohren furchtbar dämlich an. Natürlich war ich verrückt, sogar völlig. Und gemeingefährlich dazu.

Mein Gegenüber zog die Brauen hoch. »Es klingt entweder nach einer ausgeprägten dissoziativen Störung oder nach einer guten Horrorstory. Wir müssen das Ergebnis der Blutuntersuchung und den Vergleich der Fingerabdrücke abwarten, bevor ich Ihnen darauf antworten kann.«

Er entließ mich vertrauensvoll in die Hände meines Partners, der sich mit mir ins Bistro um die Ecke zurückzog, um in Ruhe zu reden. Ich musste ihm die Story von vorne erzählen. Er schwieg dazu, rückte dann jedoch mit einer wirklich guten Nachricht heraus.

»Ingrid sagt, dass die Abdrücke nicht von dir stammen, deinen allerdings verdammt nahekommen. Sie möchte später gern eine DNA-Probe von dir nehmen. Du hast nicht zufällig einen psychopathisch veranlagten Zwilling Bruder, von dem ich nichts weiß?«

»Wenn, dann kenne ich ihn selbst nicht.«

Die Nachricht, dass ich anscheinend doch kein schizophrener Wahnsinniger war, der tagsüber Killer jagte und nachts Frauen brutal massakrierte, drang allmählich in meinen Verstand. Sie erfüllte mich mit unbeschreiblicher Erleichterung, auch wenn die rätselhaften Visionen und Empfindungen dadurch nicht erklärbarer wurden.

»Sobald du fahrtüchtig bist, hab ich hier was für dich«, sagte Joe und hielt mir einen Schlüsselbund hin. Das erinnerte mich daran, dass er meinen Wagen vorhin zurückgebracht hatte. Eine Welle der Dankbarkeit trieb mir fast schon wieder die Tränen in die Augen.

»Danke, Mann«, war alles, was ich rausbrachte.

»Schon gut. Dafür sind Partner doch da. Du fährst jetzt nach Hause und legst dich aufs Ohr. Melde dich einfach, wenn es dir besser geht oder falls du Hilfe brauchst. Und versprich mir, dass du keinen Blödsinn machst.«

Ich nickte gerührt, nahm das braune Etui und verließ hastig das Lokal. Mechanisch bewegte ich mich zu meinem Fahrzeug, stieg ein, stellte den Sitz zurück und startete den Motor. Die Fahrt dauerte nur sechs bis sieben Minuten. Es kam selten vor, dass ich mitten in der Woche tagsüber heimfuhr. Ein fremdes Gefühl, beinahe, als wäre dies gar nicht mein Zuhause. Es verstärkte sich beim Aufschließen. Hatte ich nicht wie sonst doppelt abgeschlossen? Jemand war hier, ich spürte es! Nervös tastete ich nach der Dienstwaffe, die ich normalerweise lediglich zum Schießtraining hervorholte. Die Male, die sie außerhalb des Trainingsraums gezogen worden war, konnte ich an den Fingern abzählen. Den Abzug hatte ich im echten Leben bisher nur ein einziges Mal betätigt. Noch bevor ich den Raum betrat, lag der kühle Stahl irgendwie beruhigend in meiner Hand. Vorsichtig öffnete ich die Tür vollständig, bewegte mich leise und achtsam hinein.

Ein unangemeldeter Besuch saß völlig entspannt auf dem Sofa, die Beine hochgelegt. Bei meinem Eintreten sah er von seiner Lektüre auf und lächelte mich an. Unwillkürlich ließ ich die Waffe sinken. Mir fiel die Kinnlade herunter. Der Mann sah mir nicht nur ähnlich – er *war* ich, von der Frisur bis zu den Socken. Selbst der Striemen auf seiner linken Wange glich dem meinigen haargenau. Kurz durchzuckte mich der Gedanke, dass ich nun wusste, wo meine Klamotten hingekommen waren. Die Sachen, die er anhatte, stammten hundertpro aus meinem Kleiderschrank. Dennoch waren sie sauber. Natürlich, er hatte sie reinigen lassen, nachdem er ...

»Wer zur Hölle sind Sie?«, krächzte ich und zielte erneut auf mein Spiegelbild.

»Wer soll ich schon sein – ich bin Frank. Die Frage ist eher, *wer du bist*.« Seelenruhig erhob er sich, trat zwei Schritte auf mich zu.

»Bleib stehen!«, befahl ich tonlos, mit rasendem Herzschlag. Meine Kehle fühlte sich an wie Sandpapier, die Hände schwitzten so sehr, dass ich Angst hatte, die Waffe fallenzulassen. Erleichtert stellte ich fest, dass mein Gegenüber gehorchte.

»Du wirst doch nicht auf dich selbst schießen, oder?«

Er wirkte nicht im Mindesten beunruhigt, eher belustigt.

»Du bist nicht ich!«, rief ich aufgebracht. »Du bist ein Killer, ein Wahnsinniger, der Frauen vergewaltigt und sich anschließend daran aufgeilt, sie zu foltern und zu zerstückeln ...«

Mein Ebenbild lachte leise. »Du weißt, dass das nicht wahr ist. *Wir* haben es getan, und zwar gemeinsam. So, wie wir alles teilen. Ich dein verschissenes, spießiges Leben, du das meine, das viel aufregender und freier ist. Gib es zu, die letzte Nacht hat dich stark gemacht, dir gezeigt, wie es sein kann, sich mit mir zu verbünden. Du hast unser Tun ebenso genossen wie ich. Nie wolltest du unsere Verbindung wahrhaben, hast sie immer unterdrückt. Jetzt habe ich den Spieß umgedreht, dir klargemacht, wer du eigentlich bist – oder sein solltest. Gemeinsam können wir alles tun, Frank. Alles! Aber ohne mich bist du nichts ...«

»NEIN! KOMM NICHT NÄHER, DU MÖRDER. DU BIST NICHT ICH!« Meine Stimme überschlug sich, gehorchte mir nicht mehr, ebenso wenig wie mein zweites Ich, das trotz der Warnung einen fatalen Schritt machte. Ein zuckender Finger drückte impulsiv den Abzug – zweimal. Wie in Zeitlupe sah ich mich selbst fallen, hatte sicherlich denselben überraschten Ausdruck auf dem Gesicht, als mich etwas am Brustkorb traf. Ich spürte die dumpfen Einschläge jeweils kurz nach dem Knall, bevor der Schmerz einsetzte, der mich in die Knie zwang.

Er hatte recht – wir sind eins, war mein letzter Gedanke.

Ich kam zu mir, erneut mit einem heftigen Rauschen und einem monotonen Piepton im Ohr sowie einem Ziehen in der Brust. Allerdings konnte ich mich nicht rühren und auch nicht die Augen öffnen. Gedämpfte Stimmen ertönten, die Worte ergaben zunächst keinen Sinn. Erst nach einigen Augenblicken erkannte ich Joes Organ, dann das unserer Spurensicherungsexpertin.

»... kann von Glück sagen, dass der Kerl sein Herz verfehlt hat, obwohl er so nah stand«, sagte sie.

»Vielleicht hat er absichtlich danebengeschossen?«

»Ist auch möglich. Weißt du, was unheimlich ist?«

»Nein, was denn?« Mein Partner klang ziemlich fertig.

»Auf der Waffe waren nur Franks Fingerabdrücke ...«

»Was ist daran besonders? Der Kerl hat Handschuhe getragen und ihm seine Knarre anschließend in die Pfoten gedrückt.«

»Nun, das hätte ich auch gesagt. Das wirklich Gruselige an der Sache ist, dass die Abdrücke *dieses* Mannes dort hundertprozentig mit denen unseres Frauenmörders übereinstimmen.«